



Kapitel 1

Samstag, 20. Mai 1893

Ich hätte mir keine schockierenderen Neuigkeiten vorstellen können.

Wie erstarrt saß ich am Esstisch der Witwe Maude O'Neill und starrte meinen Vater an, während das verkochte Hammelfleisch auf meinem Teller langsam kalt wurde. Am liebsten hätte ich schreiend protestiert und ihn angefleht, es sich noch einmal anders zu überlegen, aber ich hatte gerade mit Erfolg Madame Beauchamps' Schule für junge Damen absolviert, und so wusste ich nur zu gut, dass es sich für eine anständige junge Dame nicht gehörte, beim Abendessen eine Szene zu machen – schon gar nicht, wenn sie eingeladen war.

Mein Vater blickte ausgesprochen selbstgefällig drein. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, die Hand in die Jackentasche geschoben, und spielte mit seiner Uhrenkette. Maude, die vermutlich an diesem Abend zum letzten Mal ihre schwarze Witwenkleidung trug, hatte jenes falsche Lächeln aufgesetzt, das sie für meinen Vater reserviert hatte, und bemühte sich, wie ein junges Mädchen zu erröten. Sie hatte mit meinem Vater, John Jacob Hayes, einen ordentlichen Fang gemacht, und das wusste sie auch.

Ich warf einen Blick auf ihre widerlichen Kinder, Horace und Harriet, und erkannte an ihrem süffisanten Grinsen, dass der Heiratsantrag meines Vaters für sie nichts Neues war. Maude hatte ihre schweinchenrosa Gesichter so gründlich geschrubbt, dass es aussah, als hätte sie die beiden gekocht. Ich wünschte, sie hätte es getan.

Das Lächeln meines Vaters erstarb, als mein Schweigen andauerte. „Nun sag schon etwas, Violet. Hast du deine Manieren vergessen?“

Ich blickte auf meine Hände hinunter, die ordentlich gefaltet auf meinem Schoß lagen. „Nein, Vater, das habe ich nicht.“ Die guten Manieren hinderten mich daran, meinem Vater zu sagen, dass er ein Narr war. Oder daran, Maude das Lächeln aus ihrem spitzen Gesicht zu schlagen.

„Herzlichen Glückwunsch, Vater“, sagte ich mit meiner lieblichsten Stimme. „Und alles Gute für Sie, Mrs O’Neill.“ Ich hatte die korrekten Antworten von Madame Beauchamps gelernt: *„Gratuliere niemals der Braut, sondern wünsche ihr alles Gute.“*

„Danke, Violet“, erwiderte Maude. Ihre Augen glühten vor Triumph.

„Wir planen, noch in diesem Herbst zu heiraten“, fuhr mein Vater fort. „Es wird eine kleine private Feier, nur mit einigen Verwandten und Freunden.“

„Entschuldige, Vater“, warf ich höflich ein, „aber hast du nicht etwas vergessen?“

„Was denn?“

„Du hast bereits eine Frau – meine Mutter.“

Er räusperte sich. „Ja ... also, vielleicht habe ich dir das nicht erzählt, aber ich bin schon seit einiger Zeit in der Position, wieder heiraten zu können.“ Er schob sich noch ein Stück von dem gummiartigen Hammelfleisch in den Mund und kaute so energisch darauf herum, als wäre ihm gar nicht bewusst, dass diese zweite Nachricht mich noch mehr traf als die erste.

„In der Position, wieder heiraten zu können?“, wiederholte ich, während ich verzweifelt versuchte, nicht die Kontrolle über meine Stimme zu verlieren. Junge Damen brachen niemals in der Öffentlichkeit in Tränen aus.

„Ja. Du warst zu dieser Zeit im Internat und ich wollte dich nicht aufregen.“

Stillschweigend zerknüllte ich Maudes Damastserviette zu einem Ball, während ich über seine Worte nachdachte. Warum schlichen die Menschen eigentlich immer auf Zehenspitzen um mich herum, als wäre ich ein Veilchen, das sie mit ihren Füßen zertreten könnten? *„Arme, bemitleidenswerte Violet. Als ihre Mutter krank wurde, war sie erst neun Jahre alt. Sie ist ein Einzelkind und sehr verträumt ...“*

„Wann ist Mutter gestorben?“ Ich musste gegen den Kloß in meiner Kehle ankämpfen.

„Wir sprechen später darüber, Violet.“

„Bitte entschuldige noch einmal, Vater, aber ich finde, ich hätte von ihrem Tod erfahren sollen. Du hättest –“

Er räusperte sich und schnitt mir das Wort ab. „Dies ist wohl kaum der geeignete Zeitpunkt, um darüber zu sprechen.“ Unauffällig nick-

te er zu Horace und Harriet hinüber, die aufgehört hatten, an ihrem Hammelfleisch herumzusägen, und mich mit ihren runden Schweinchenaugen anstarrten. „Ich merke jetzt, dass ich dir das vorher hätte erklären sollen, und ich entschuldige mich dafür. Aber wir wollen Maudes wundervolles Essen und diesen denkwürdigen Anlass doch nicht mit Detailfragen verderben, die warten können, bis wir zu Hause sind, nicht wahr?“

Offenbar war der Tod meiner Mutter eine Detailfrage. Ich hätte mich zu gerne entschuldigt und vom Tisch entfernt, um meinen Tränen freien Lauf lassen zu können, aber ich war bei der Witwe O’Neill zu Gast. Inmitten des Hauptgangs zu gehen, wäre unaussprechlich unhöflich gewesen. Beim Essen zu weinen allerdings auch. Außerdem hätten meine Tränen ohnehin mehr mir selbst gegolten als einer Mutter, an die ich mich kaum erinnern konnte. Trotzdem hätte mein Vater ihren Tod erwähnen müssen.

Maude griff nach der Fleischplatte und reichte sie meinem Vater. „Möchtest du noch etwas, John?“

Maude hatte ihren ersten Mann vergiftet – dessen war ich mir sicher. Ich hatte in meinen Groschenromanen und ähnlich trivialen Lektürestoffen von Frauen wie ihr gelesen. Ruth Schultz, meine beste Freundin, hatte neben den Groschenromanen mit ihren leuchtend orangefarbenen Einbänden Exemplare von *Wahre Kriminalgeschichten*, *Die illustrierten Polizeiberichte* und *Wahre Romanzen* in unseren Schlafsaal in Madame Beauchamps’ Schule für junge Damen geschmuggelt. Wir hatten sie immer unter unseren Matratzen versteckt, damit wir sie lesen konnten, nachdem das Licht gelöscht worden war. Natürlich lasen anständige junge Damen niemals einen solchen Schund – aber Ruth und ich taten es.

Was sollte nur aus mir werden, wenn Maude meinen Vater erst einmal auf die gleiche Weise vergiftet hatte wie ihren ersten Mann? Würde sie mich aus meinem Zuhause vertreiben, sodass ich in der Gosse um Almosen betteln musste? Ich stellte mir vor, wie ich an einer Straßenecke stand, während der Schnee um mich herumwirbelte, ein verschlissenes Tuch um meine zitternden Schultern geschlungen, die abgemagerte Hand bittend ausgestreckt. Dann verblasste das Bild, weil mir einfiel, dass ich viel zu alt war, um Almosen zu erbetteln. Als hübsche zwanzigjährige Frau erwartete mich ein viel schlimmeres Schicksal: Ich

musste eine Frau der Nacht werden! Allein der Gedanke ließ mich erröten.

Mich selbst als hübsch zu bezeichnen, mag vielleicht eingebildet klingen, aber ich hatte genügend Leute dieses Adjektiv in Bezug auf mich verwenden hören, um davon überzeugt zu sein, dass es wahr sein musste. Meine dicken lockigen Haare hatten die Farbe von starkem Kaffee, genauso wie meine Augen. Und obwohl Madame Beauchamps meinen Teint etwas zu dunkel fand und mir riet, mich nicht in der Sonne aufzuhalten, um nicht wie *une paysanne* auszusehen, hatte auch sie mich als *très jolie* bezeichnet. Eine genauere Untersuchung meines Gesichts in einem Handspiegel hatte bestätigt, dass ich in der Tat recht ansehnlich war.

„Möchtest du noch etwas Fleisch, Violet?“ Maude hielt mir die Platte hin, die Zähne zu einem Grinsen entblößt. Was, wenn sie vorhatte, mich ebenso zu vergiften wie meinen Vater, damit Horace und Harriet unser ganzes Vermögen erben konnten? Ich lehnte höflich ab und schob dann meinen Teller von mir, weil es mir plötzlich den Appetit verschlagen hatte. Vielleicht hatte Maude den langsamen Vergiftungsprozess schon an diesem Abend begonnen.

„Ich glaube, unsere Neuigkeit hat dich aus der Fassung gebracht, Violet“, sagte Maude und neigte den Kopf in einer mitfühlenden Geste zur Seite. „Wir hatten so gehofft, dass du dich für deinen Vater und mich freuen würdest. Und dass wir alle eine große Familie werden können.“ Horace und Harriet hatten ihre Gabeln niedergelegt, als warteten sie darauf, dass ich sie mit meinem Buttermesser in den Familienstammbaum einpflanzte. Doch darauf würden sie lange warten müssen. Ich fühlte mich dem armen toten Schaf auf der Fleischplatte weitaus mehr verbunden als diesen beiden.

In der langen Stille, die folgte, hörte ich ein Pferd die Straße hinauftrotten. Wenn es doch nur ein junger blonder Leutnant wäre, der gerade aus den westindischen Kriegen zurückkehrte und mir zu Hilfe eilte ... *Er war von dem grausamen Pfeil eines Eingeborenen schwer verwundet worden, seine Uniform bestand nur noch aus blutigen Fetzen, aber seine unsterbliche Liebe zu mir hatte ihn am Leben erhalten, und jetzt würden wir endlich wieder zusammen sein und ...*

Das Pferd trabte am Haus vorbei und dem Hufgetrappel folgte das unverkennbare Rattern von Kutschrädern auf der holprigen Straße. Vielleicht war das ein Wink des Schicksals. Vielleicht sollte die vorbei-

fahrende Kutsche mir sagen, dass ich bei der nächsten Gelegenheit von zu Hause fortlaufen sollte.

Liefen zwanzigjährige Frauen von zu Hause fort? Und wenn ja, wie machten sie das? Banden sie ihre Habseligkeiten in ein Tuch, um sich das Bündel dann über die Schulter zu werfen? Ein Überseekoffer wäre eindeutig praktischer, wenn man bedachte, wie viel ich besaß. Der Koffer, den ich ins Internat mitgenommen hatte, würde reichen, wobei ich bezweifelte, dass anständige junge Damen ihren Koffer selbst durch die Straßen schoben. Madame Beauchamps war nie explizit auf die entsprechende Etikette eingegangen, die es zu beachten galt, wenn man von zu Hause fortlief, aber ich war mir ziemlich sicher, dass sie es vollkommen inakzeptabel finden würde, den eigenen Koffer selbst durch die Straßen von Lockport, Illinois, zu schieben.

„Violet ... Violet ...?“ Ich blickte auf, als ich hörte, dass mein Vater mich ansprach. „Träumt schon wieder“, murmelte er. „Würdest du bitte zuhören? Mrs O'Neill hat dich etwas gefragt.“

„Oh, Verzeihung. Wären Sie wohl so freundlich, Ihre Frage zu wiederholen, Mrs O'Neill?“

Maudes Lächeln mochte dem ungeübten Betrachter unschuldig erscheinen, aber ich meinte den sprichwörtlichen „bösen Blick“ in ihren Augen zu sehen, als sie sagte: „Wie ich höre, macht Herman Beckett dir den Hof. Er ist ein netter junger Mann, nicht wahr?“

„Ja, Ma'am. Mr Beckett ist gewiss über jeden Tadel erhaben. Aber nach zwei Sonntagnachmittagsausflügen in den Park würde ich es kaum wagen zu behaupten, dass er mir den Hof macht.“

Ich suchte krampfhaft nach einer Möglichkeit, das Thema zu wechseln. Es erschien mir nahezu obszön, über mein eigenes Liebesleben zu sprechen, nachdem ich gerade erst von Maude und meinem Vater erfahren hatte. Alte Menschen hatten kein Liebesleben zu haben und heiraten sollten sie schon gar nicht mehr. Aber Maude schien entschlossen, mich in ein verbales Tennisspiel zu verwickeln. Ich kannte die Regeln der höflichen Konversation, aber mir fehlte die Lust mitzuspielen.

„Ich weiß zufälligerweise, dass der junge Mr Beckett sein Werben überaus ernst nimmt“, sagte Maude und lehnte sich etwas näher. „Ich kenne seine Mutter sehr gut und wie es aussieht, ist er ganz vernarrt in dich.“

Sie hatte den Ball in mein Feld geschlagen, aber ich ließ ihn dort liegen. Falls Herman Beckett wirklich in mich vernarrt war, hatte er diese Tatsache bislang geschickt vor mir verborgen. Ich sehnte mich nach einem Verehrer, der mir tief in die Augen sah, so wie die Helden in Ruths Liebesgeschichten es immer taten. Ich wollte jemanden, der meine elfenbeinfarbenen Fingerspitzen küsste und mir zärtliche Worte ins Ohr flüsterte. In einer Geschichte hatte der Held sogar am Ohrfläppchen seiner Angebeteten geknabbert. Das wiederum war überhaupt nicht romantisch erschienen, aber vielleicht war meine Vorstellungskraft diesbezüglich auch durch eine Abenteuergeschichte beeinträchtigt gewesen, die ich in der gleichen Woche gelesen hatte und in der Kannibalen vorkamen.

„Herman entstammt einer sehr angesehenen Familie“, ließ Maude nicht locker.

„Ja, Ma'am.“

„Du solltest ihn ermutigen, bevor ihn sich ein anderes Mädchen schnappt.“

„Ja, Ma'am.“

Ich hatte keine Ahnung, was ich sonst noch sagen sollte. Innerlich wünschte ich mir, Madame Beauchamps hätte weniger Zeit darauf verwendet, uns beizubringen, wie eine wohlherzogene junge Dame bei einem Dinner ihr Brötchen aß – *„Reißt immer ein kleines Stückchen ab, Mädchen, und streicht mit eurem Buttermesser Butter auf jedes einzelne Stück“* –, und mehr Zeit darauf, uns beizubringen, wie man hinterhältige Witwen los wurde, die den eigenen Vater umgarnten. Nach Vaters schockierenden Neuigkeiten stand mir nicht der Sinn nach oberflächlicher Konversation. Ich wünschte mir, ich wäre neun oder zehn Jahre alt, wie Horace und Harriet, und es wurde von mir erwartet, dass man mich sah, aber nicht hörte.

Nach dem Essen verlangten die gesellschaftlichen Gepflogenheiten, dass ich zur Unterhaltung der Anwesenden Klavier spielte. Maudes Klavier war so verstimmt wie ein Leierkasten, aber ich legte all meine Gefühle in die Musik – und davon hatte ich an diesem Abend eine Menge. Wenn doch nur ein weltberühmter Konzertagent auf seinem Abendspaziergang vorbeikommen, meine zutiefst emotionale Aufführung hören und an Maudes Tür klopfen würde, um zu verkünden, dass mein Lied seine Seele berührt hatte!

„Darf ich sie mitnehmen?“ würde er betteln. „Ich möchte ihr erwachsenes Talent pflegen, bis es aufblüht und erstrahlt!“ Wir würden zusammen um die Welt reisen, damit ich vor den gekrönten Häuptern Europas auftreten konnte. Später würden wir heiraten und –

„Es wird Zeit, dass wir gehen, Violet.“ Plötzlich stand mein Vater neben dem Klavier und hielt mir mein Tuch hin.

„Danke für den reizenden Abend“, sagte ich pflichtschuldigst, während ich mich von dem Klavierhocker erhob. Als Maude auf mich zukam, um mich zu umarmen, eilte ich schnell zur Tür hinaus.

„Ich möchte wissen, wo Mutter beerdigt ist“, sagte ich, sobald Vater und ich den Weg zu unserem Haus hinaufgingen. „Ich würde gerne ihr Grab besuchen.“

„Hör zu, Violet –“

„Ich weiß, dass mich alle für zerbrechlich und schwach halten; für jemanden, den man vor allen Unannehmlichkeiten des Lebens bewahren muss. Aber ich bin kein Schulmädchen mehr, Vater. Ich bin eine Frau.“

„Dessen bin ich mir durchaus bewusst.“ Seine Stimme klang monoton und emotionslos. Die Dorfstraßen waren zu dunkel, als dass ich sein Gesicht hätte sehen können, und so konnte ich nicht erkennen, ob er insgeheim um meine verlorene Kindheit trauerte oder ob ich ihn mit meinen Forderungen verärgert hatte. Ich war nicht zu bremsen.

„Und du hattest kein Recht, mir diese Information über Mutter vorzuenthalten. Es steht mir zu, ihren Tod zu betrauern, auch wenn ich sie seit Jahren nicht gesehen habe –“

„Sie ist nicht tot, Violet.“

„Ich hätte zu ihrer Beerdigung gehen müssen, das wäre das Mindeste gewesen, und ... w-was hast du gesagt?“

„Deine Mutter ist nicht tot.“ Weil er von dem Anstieg ganz außer Atem war, blieb er stehen.

Ich starrte ihn fassungslos an. „Wie kannst du dann Mrs O’Neill heiraten?“

Vater stieß einen tiefen, lang gezogenen Seufzer aus, sodass er sich wie ein Zug anhörte, der am Ende einer anstrengenden Reise Dampf abließ. „Unsere Ehe wurde von einem Gericht aufgelöst. Deine Mutter und ich sind geschieden.“

„Aber das ist herzlos! Bei der Trauung habt ihr versprochen: ‚In guten wie in schlechten Tagen, bis dass der Tod uns scheidet.‘ Wie konntest

du Mutter im Stich lassen, nur weil sie krank ist? Das ist so kaltherzig und ... und ... grausam ... und –“

Mein Vater packte mich an den Schultern und schüttelte mich sanft. „Sei nicht so theatralisch, Violet, und hör mir zu. Deine Mutter war niemals krank. Sie ist aus freien Stücken gegangen.“

„Niemals krank? Aber natürlich war sie krank! Sie –“

Er schüttelte den Kopf. „Sie hasste ihr Leben mit mir, hasste es, in einer Kleinstadt wie Lockport zu wohnen und angebunden zu sein. Also habe ich sie gehen lassen.“

„Das bedeutet ... das bedeutet, du hast mich angelogen?“

„Du warst noch ein Kind. Ich dachte damals, es wäre besser für dich, wenn ich dir nicht die Wahrheit sagte. Aber es ist nun einmal eine Tatsache, dass sie uns verlassen hat.“

„Ich glaube dir nicht“, flüsterte ich. Dann verwandelte sich der Schock in Wut und meine Stimme wurde immer lauter. „Wenn du zugibst, dass du mich vor elf Jahren angelogen hast, warum sollte ich dir dann jetzt glauben, was du sagst?“

„Es tut mir wirklich leid, Violet. Wenn du willst, zeige ich dir die Scheidungsurkunde, sobald wir zu Hause sind, aber ich sage die Wahrheit.“

Ich verlangte sie in der Tat zu sehen. Als wir zu Hause ankamen, gingen wir geradewegs in Vaters Arbeitszimmer und legten vorher nicht einmal unsere Mäntel ab. Vater zog einen Stapel Papiere aus seiner Schreibtischschublade. Das oberste Blatt trug das offizielle Siegel des Bundesstaates Illinois und mir stachen gleich mehrere Sätze ins Auge, die mit *Hiermit* begannen. Dann sah ich den Namen meiner Mutter: Angeline Cepak Hayes. Unter den Buchstaben in Druckschrift prangte ihre Unterschrift – kühn, auffällig.

Lebendig.

Mit einem Mal erinnerte ich mich an sie – an die Frau, die sie vor langer Zeit gewesen war, als ich noch in Kleinmädchenschuhen gesteckt hatte, nicht an die müde, traurige Frau, die fortgegangen war. Ihr dunkles ungezähmtes Haar, das dem meinen so sehr ähnelte, war eine wilde Lockenpracht gewesen. Die dunklen Augen hatte ich ebenfalls von ihr geerbt. Sie hatte helle, seidenglänzende Kleider getragen, deren Farben geleuchtet hatten, und ich erinnerte mich daran, wie sie mit mir getanzt hatte, wie sie mich hochgehoben und gelacht hatte,

während sie mit mir atemlos im Salon herumgewirbelt war. Sie hatte nach Rosen geduftet.

„Es tut mir leid, Violet“, sagte mein Vater wieder. „Ich hätte dir schon vor Jahren die Wahrheit sagen sollen.“

Bevor er mir die Unterlagen aus der Hand nahm und sie wieder in die Schublade stopfte, erspähte ich gerade noch unter dem Namen meiner Mutter eine Adresse in Chicago. Ich starrte meinen Vater an, als wäre er ein Fremder, während ich versuchte, die Wahrheit zu verdauen.

„Warum hast du es mir nicht erzählt?“, murmelte ich.

Es dauerte einen Augenblick, bis er antwortete. Sekundenlang spielte er wortlos mit seiner Uhrenkette. Als er schließlich sprach, klang seine Stimme belegt. „Es tut mir leid ... Ich glaube ... ich glaube, ich habe immer gehofft, dass sie irgendwann zu uns zurückkehren würde.“



Kapitel 2

An diesem Abend konnte ich nicht einschlafen. Ich musste zusätzlich zu Maudes unverträglichem Hammelfleisch einfach zu viele Informationen verdauen. Mein Magen reagierte mit Krämpfen.

Vaters Verlobung mit der Witwe O'Neill hatte mir einen schweren Schock versetzt. Aber plötzlich zu erfahren, dass meine Mutter die ganzen Jahre über nicht krank gewesen war, sondern uns verlassen hatte, um in Chicago zu leben – das konnte ich nicht begreifen. Meine Mutter war eine Verräterin, mein Vater ein Verräter und ein Lügner. Was machte das aus mir?

Natürlich musste ich Vaters Heirat verhindern. Ich hatte uns immer für glücklich gehalten und zufrieden mit unserem ruhigen, angenehmen Leben in unserem Haus auf dem Hügel oberhalb des Kanals von Lockport. Wir hatten Mrs Hutchins, die für uns sauber machte und unsere Mahlzeiten kochte – war das nicht genug für meinen Vater? Wie konnte er erwarten, dass ich ihn mit dieser zähen Witwe und ihren schrecklichen Kindern Horror und Haargig teilte? Ich hatte beschlossen, dass ich die beiden Monster insgeheim so nennen würde, weil diese Spitznamen viel besser zu ihnen passten als Horace und Harriet. Ja, ich musste die Hochzeit um jeden Preis verhindern. Aber wie?

Hellwach stieg ich aus dem Bett und zündete die Gaslampe an. Dann holte ich mein Tagebuch unter meiner Matratze hervor und schlug es auf. Ich schrieb VATERS HEIRAT VERHINDERN!!! in dicken Buchstaben quer über eine neue Seite und unterstrich das Ganze dreimal, wobei ich die Bleistiftspitze abbrach. Doch das brachte mich nur kurzzeitig aus dem Konzept. Ich suchte mir einen anderen Bleistift und schrieb die Zahlen von eins bis zehn untereinander.

Was könnte ich nur tun? Was?

Vielleicht könnte ich mit etwas Detektivarbeit beweisen, dass Maud ihren ersten Mann umgebracht hatte, und sie und ihre verhassten Sprösslinge für den Rest ihres Lebens ins Gefängnis schicken. Horror

und Haarig waren ihre Komplizen gewesen – dessen war ich mir sicher.

Ich schrieb:

1. Nachforschungen über Mr O'Neills Tod anstellen, und fügte dann hinzu: (*Zwecks Inspiration Die Abenteuer des Sherlock Holmes und Allan Pinkertons Detektivbuch noch einmal lesen*).

Die nächsten zehn Minuten verbrachte ich damit, mit dem Bleistift auf die Seite zu trommeln, während ich vergeblich nach weiteren Ideen suchte.

Als mein Kopf vom angestrengten Nachdenken zu schmerzen begann, löschte ich die Lampe, kroch mit meinem Tagebuch und dem Bleistift wieder unter meine Bettdecke und dachte über die zweite schockierende Neuigkeit nach, die ich erfahren hatte: Meine Mutter hatte uns verlassen.

Elf Jahre lang hatte ich mir vorgestellt, wie sie in einem trostlosen Sanatorium dahinsiechte und tapfer versuchte, wieder gesund zu werden, um zu uns nach Hause kommen zu können. Die Szene war immer in flimmerndes, blendendes Licht getaucht gewesen: *Weisse Krankenhauswände, weiße Laken, weiß gekleidete Schwestern und Mutter mittendrin, ihre Haut so blass wie Alabaster, ihr Körper in ein gerüschtes weißes Nachthemd gehüllt. An ihrem Bett stand ein Foto von Vater und mir und sie weinte vor Sehnsucht, wann immer sie es betrachtete.*

Jetzt hatte mein Vater diese ätherische Vorstellung mit vier kalten, unverblühten Worten zunichtegemacht.

„Sie hat uns verlassen.“

Es konnte nicht wahr sein. Warum sollte meine Mutter so etwas tun? Was stimmte nicht mit mir, dass sie beschlossen hatte, mich so schmachlich im Stich zu lassen? Ich konnte mich nicht daran erinnern, dass ich ein anspruchsvolles oder schwieriges Kind gewesen wäre, aber vielleicht trog mich meine Erinnerung.

Ich schloss die Augen und versuchte mich daran zu erinnern, wie das Leben gewesen war, bevor meine Mutter uns verlassen hatte. Endlose Tage waren verstrichen, in denen sie das Bett nicht verlassen hatte – was doch nur bedeuten konnte, dass sie krank gewesen war, oder nicht? Vater hatte irgendwann eine junge Schwedin eingestellt, die kaum Englisch sprach und die sich um mich kümmern sollte. Mrs Hutchins putzte und kochte für uns, seit ich denken konnte. Aber ich

erinnerte mich dunkel daran, dass ich einmal geweint und getobt hatte, weil Mrs Hutchins ihren freien Tag und ich Hunger gehabt hatte. Ich war meiner nordischen Wärterin entflohen und hatte an Mutters schlaffem Arm gezerrt, damit sie sich eines ihrer weiten regenbogenfarbenen Gewänder anzog, mir etwas zu essen gab und mit mir im Salon herumwirbelte und lachte, wie sie es früher getan hatte. Hatte mein ungebührliches Verhalten an jenem Tag sie vertrieben? Ich wünschte, ich wüsste es.

In den frühen Morgenstunden, nachdem ich meine Tagebuchseite über und über mit dunklen, wütenden Kritzeleien bedeckt hatte, wurde mir bewusst, dass ich meine beiden Probleme auf einmal lösen könnte, wenn ich meine Mutter ausfindig machen würde. Sie würde sehen, dass ich eine erwachsene Frau war, eine Absolventin von Madame Beauchamps' Schule für junge Damen und keine Tobsuchtsanfälle mehr bekam. Wenn ich sie erst einmal dazu überredet hätte, nach Hause zu kommen, gäbe es für Vater keinen Grund mehr, Mörder-Maude zu heiraten. Und falls Mutter immer noch nicht nach Lockport zurückkehren wollte, könnte ich der bevorstehenden Ehe meines Vaters entkommen, indem ich nach Chicago zog und bei ihr lebte.

Aber wie sollte ich sie finden?

Die Erlaubnis zu erhalten, allein nach Chicago zu reisen, war die erste Hürde, die es zu nehmen galt. Wenn ich erst einmal dort war, würde mir schon etwas einfallen, wie ich meine Mutter ausfindig machen könnte.

Am nächsten Morgen blieb ich bis elf Uhr im Bett liegen. Als ich schließlich aufstand, weigerte ich mich, Maude die übliche Dankeskarte für die gestrige Einladung zu schreiben. Außerdem weigerte ich mich den ganzen Tag lang, mit meinem Vater zu sprechen.

Nach dem Abendessen saß ich allein im Salon und las einen anständigen, überaus langweiligen Roman, als Herman Beckett zu Besuch kam. Herman war ein ernsthafter junger Mann von dreiundzwanzig Jahren und bis jetzt mein einziger Verehrer. Ich hatte mich noch nicht entschieden, ob ich ihm weiterhin erlauben würde, mir den Hof zu machen. Herman war bei einer Reederei angestellt und bei unserem ersten gemeinsamen Ausflug hatte ich den Fehler begangen, ihn zu fragen, welche Güter seine Firma verschifft und wohin sie sie beförderte. Seine Antwort war so lang und öde ausgefallen, dass ich tatsächlich

kurz eingeknickt war. Madame B. hätte mich für einen solchen gesellschaftlichen Fauxpas mit ihrem Sonnenschirm gepiesackt.

„Guten Abend, Miss Hayes“, sagte Mr Beckett, der abwartend vor unserer Tür stand. Er verneigte sich, als wäre ihm sein dunkler langweiliger Anzug zu eng und könnte jeden Augenblick an den Nähten aufplatzen. „Ich war gerade auf meinem abendlichen Spaziergang und dachte, ich statue Ihnen einen Besuch ab. Wir könnten uns doch etwas besser kennenlernen – natürlich nur, wenn Sie Besuch empfangen dürfen.“

Wenn er mir den Grund seines Besuchs nicht genannt hätte, wäre ich aufgrund seiner feierlichen Miene und seiner düsteren Kleidung davon ausgegangen, dass er auf dem Weg zu einer Totenwache war. Ich überlegte, was besser war – mein langweiliges Buch oder eine Stunde mit Herman –, und beschloss, ihn hereinzubitten. Vater kam aus seinem Arbeitszimmer, um mit Herman zu plaudern, während ich für Herman und mich Cidre holte. Mein verräterischer Vater konnte sich seinen Cidre selbst holen.

Als ich zurückkam, zog Vater sich wieder in sein Arbeitszimmer zurück, das gegenüber vom Salon lag, wobei er natürlich beide Türen weit offen stehen ließ. Es waren nur wenige Minuten Smalltalk nötig, um zu erkennen, dass ich eine schlechte Wahl getroffen hatte; Herman war sogar noch langweiliger, als mein Buch es gewesen war. Ich musste etwas unternehmen, um bei Bewusstsein zu bleiben – und zwar schnell.

„Wenn Sie wählen könnten“, fragte ich ihn während einer langen, peinlichen Gesprächspause, „wären Sie dann lieber ein Pferd oder eine Kutsche?“

Meine Freundin Ruth und ich konnten uns stundenlang mit Fragen wie dieser beschäftigen, aber Herman umklammerte seinen Cidre mit beiden Händen und setzte sich in seinem Sessel so ruckartig auf, als hinge das Schicksal der Welt von seiner Antwort ab.

„I-ich verstehe nicht.“

„Es ist doch eine einfache Frage. Wenn Sie wählen könnten, was wären Sie dann lieber? Beides hat Vor- und Nachteile, müssen Sie wissen. Ein Pferd ist lebendig und kann sich in ein anderes Pferd verlieben und kleine Pferdchen bekommen –“

„Ach, du meine Güte! Miss Hayes!“ Sein Gesicht färbte sich scharlachrot.

„Eine Kutsche kann sich nicht verlieben, aber sie hat den Vorteil, dass sie an aufregende Orte und in ferne Länder reisen und interessante Menschen befördern kann – vielleicht sogar Könige. Wofür würden Sie sich also entscheiden?“

Er nahm einen Schluck Cidre, als wollte er Zeit gewinnen, und sagte dann: „Ich möchte keines von beiden sein.“

Herman kapierte es nicht. Ich würde das Spiel für ihn vereinfachen müssen. „Also gut. Was wären Sie lieber: unglaublich attraktiv, aber arm, oder ungeheuer reich, aber entstellt?“

Diesmal kam die Antwort ziemlich unvermittelt. „Ich wäre lieber ich selbst, vielen Dank.“ Er legte die Stirn so in Falten, dass seine buschigen schwarzen Augenbrauen in der Mitte zusammenstießen und eine lange Raupen-Augenbraue bildeten. Ich wollte ihn gerade darauf hinweisen, dass dieses Stirnrunzeln ihm gar nicht stand, als die Ähnlichkeit mit einer Raupe mich an eine von Ruths Lieblingsfragen erinnerte.

„Was ist das Ekeligste, was Sie jemals gegessen haben, Mr Beckett? Wie ich gehört habe, essen die Menschen in manchen Ländern Dinge wie Insekten und Hunde und Katzen. Würden Sie so etwas probieren, wenn Sie die Gelegenheit dazu bekämen?“

„Nein.“

„Auch dann nicht, wenn Sie kurz davor stünden zu verhungern? Oder wenn Sie als Missionar in einem fremden Land lebten und man Ihnen Raupen anbieten würde und Sie sie nicht ablehnen könnten, ohne unhöflich zu sein? Was, wenn Ihre missionarischen Bemühungen darunter leiden würden, wenn Sie sie nicht äßen?“

„Ich glaube kaum –“

„Madame Beauchamps hat uns in ihrer Schule einmal Schnecken aufgetischt, weil sie wollte, dass wir lernen, wofür die besondere Gabel gut ist und wie man sie richtig benutzt. Madame kommt aus Frankreich, müssen Sie wissen, und dort sind Schnecken eine Delikatesse. Kaum hatte Madame eine Schnecke aus ihrem Haus gezogen, fing meine Freundin Ruth auch schon an zu würgen und musste sich vom Tisch entfernen. Keins der anderen Mädchen wollte eines dieser schleimigen Dinger essen, aber ich habe meine Schnecke ganz gelassen aus dem Gehäuse geholt und in einem Bissen hinuntergeschluckt. So schlimm war es gar nicht. Das Einzige, was ich schmecken konnte, war die Knoblauchbutter. Die Schnecke war so glibberig, dass sie gleich hinunterrutschte –“

„Bitte, Miss Hayes.“

„Was ist denn?“

„Mir wird ganz schlecht.“

Ich war noch nicht bereit aufzugeben. „Also gut, was war denn nun das Abenteuerlichste, was Sie je gegessen haben?“ Sein Mund stand offen, aber es kam kein Ton heraus. „Wie ist es mit Büffel, Mr Beckett? Würden Sie ein Büffelsteak essen? Bestimmt haben Sie auch gehört, dass sie das im Westen fast täglich servieren.“

Herman antwortete nicht. Er hatte offensichtlich überhaupt keine Fantasie. Mir war inzwischen klar, dass ein Leben mit ihm ereignislos und vorhersehbar wäre. Überraschungen würden in dieselbe Kategorie fallen wie Typhus: etwas, das es unbedingt zu vermeiden galt. Ich war froh, dass ich diese Wahrheit über Herman jetzt herausgefunden hatte, und nicht erst, nachdem ich eingewilligt hatte, ihn zu heiraten. Ich wollte lieber als alte Jungfer sterben, als mein Leben an der Seite eines derart langweiligen, fantasielosen Mannes zu verbringen.

War das der Grund, aus dem meine Mutter uns verlassen hatte? Mein Vater konnte auch langweilig und pedantisch sein. „*Sie hasste ihr Leben mit mir*“, hatte mein Vater gesagt, „*hasste es, in einer Kleinstadt wie Lockport zu leben.*“ Hatte die Eintönigkeit sie so mürbe gemacht, dass sie einfach hatte gehen müssen? Aber warum hatte sie mich dann nicht mitgenommen? „*Sie hasste es, angebunden zu sein*“, hatte Vater gesagt. Das hatte sicherlich auch für mich gegolten. Ich hatte sie angebunden.

„Miss Hayes?“ Herman starrte mich an, als hätte ich einen ganzen Eimer Schnecken verspeist.

„Ich würde lieber Büffelsteak essen“, erklärte ich ihm, „als dieses –“ Beinahe hätte ich mich verplappert und Maude O’Neills Hammelfleisch erwähnt, das so zäh und geschmacklos gewesen war wie Pferdeleder – nicht, dass ich jemals Pferdeleder gegessen hätte, aber darum ging es nicht. Doch ich erinnerte mich gerade noch rechtzeitig daran, dass Maude mit Hermans Mutter befreundet war. Ich dachte an den Plan, den ich am Abend zuvor in mein Tagebuch geschrieben hatte, nämlich dass ich den Tod ihres Mannes untersuchen wollte, und beschloss, die Unterhaltung in eine andere Richtung zu lenken.

„Mir fällt gerade etwas ein, Herman. Wie mir zu Ohren gekommen ist, haben wir eine gemeinsame Bekannte, Mrs O’Neill.“

„Ja, tatsächlich. Meine Familie kennt sie sehr gut.“

„Es ist doch tragisch, dass sie in so jungen Jahren bereits Witwe geworden ist, oder? Ich war im Internat, als ihr Mann starb, deshalb bin ich mir unsicher, ob ich jemals gehört habe, woran er gestorben ist.“

„Es war ein schrecklicher Unfall, fürchte ich. Er ist die Kellertreppe hinuntergefallen und mit dem Kopf aufgeschlagen.“

Aha! Wie ich es mir gedacht hatte! Mörder-Maude hatte ihn gestoßen! Horror und Haarig hatten ihm wahrscheinlich diverse Gegenstände in den Weg gelegt, um seinen Sturz zu verschlimmern, und das Geländer hatten sie wahrscheinlich auch eingefettet. Ich verbarg meine Begeisterung hinter einer Miene, die, wie ich hoffte, voller Entsetzen war.

„Wie schrecklich für die arme Mrs O’Neill! Ich hoffe, sie war zu dem Zeitpunkt nicht zu Hause.“

„Doch, ich befürchte, das war sie. Sie hat die arme kleine Harriet zu Dr. Bigelow geschickt, aber er kam zu spät.“

Wahrscheinlich Stunden zu spät – und erst, nachdem Maude seinen Schädel mit einem Vorschlaghammer bearbeitet hatte, um auf Nummer sicher zu gehen. Ich war ganz in meine Gedanken vertieft und dachte über diese höchst verdächtigen Umstände nach, als Herman sich erneut räusperte.

„Habe ich erwähnt, dass ich nach Chicago fahre, um mir die Columbus-Weltausstellung anzuschauen?“

„Wirklich? Wann denn?“ Ich reagierte mit Finesse auf den abrupten Themenwechsel und versuchte mir nicht anmerken zu lassen, dass ich den Mord an Mr O’Neill untersuchte.

„Ich dachte an nächsten Monat, wenn es ein bisschen wärmer ist.“

Herman schwadronierte so lange über die architektonischen Wunder und pädagogischen Vorzüge der Weltausstellung, dass die Eintönigkeit mich wieder einmal in eine hypnotische Starre verfallen ließ. Meine Augen trännten von der Anstrengung, ein Gähnen zu unterdrücken.

„Planen Ihr Vater und Sie auch die Weltausstellung zu besuchen, Miss Hayes?“

Seine Frage brachte mich auf einen fantastischen Gedanken: Ich könnte die Ausstellung als Ausrede nutzen, um nach Chicago zu fahren, und dort nach meiner Mutter suchen! Gleich nachher würde ich anfangen, meinen Vater deshalb zu bearbeiten.

Sobald Herman seinen Cidre ausgetrunken hatte – ich bot ihm nicht an nachzuschicken – und ich die Haustür hinter ihm geschlossen hatte, wandte ich mich an meinen Vater, der ins Foyer geschlendert gekommen war, um Herman Auf Wiedersehen zu sagen.

„Herman fährt in diesem Sommer nach Chicago, um sich die Weltausstellung anzusehen. Ich würde auch gerne hinfahren.“

„Zufälligerweise habe ich bereits eine Reise nach Chicago geplant. Ich dachte, wir könnten alle zusammen hinfahren.“

„Wir alle? Du meinst, mit Maude und ihren Kindern?“

„Ja, ich –“

„Bitte nicht, Vater! Ich will nicht mit ihnen zusammen nach Chicago fahren. Ich bin eine erwachsene Frau und kein Kind wie Horror oder Haartig.“ Erst als ich Vaters entsetztes Gesicht sah, bemerkte ich, dass ich versehentlich meine Geheimnamen für die beiden benutzt hatte.

„Violet! Ich muss mich wirklich über dich wundern.“

„Es tut mir leid“, murmelte ich.

„Es sieht dir gar nicht ähnlich, so gemein zu sein, Violet. Bist du ... Kann es vielleicht sein ... dass du ein wenig eifersüchtig auf sie bist?“

„Ganz gewiss nicht! Sie sind Kinder und ich bin eine erwachsene Frau – und genau das versuche ich dir gerade zu erklären, verstehst du denn nicht? Maude hat gestern Abend so getan, als würden wir alle zusammenziehen und eine glückliche Familie werden, aber ihre Erwartungen sind völlig unrealistisch. Keinesfalls werde ich mit ihren kleinen Gören an der Hand und einem Picknickkorb über dem Arm durch die Weltausstellung schlendern. Ich möchte lieber mit jemandem in meinem Alter die Ausstellung besuchen.“

„Das verstehe ich. Aber es kommt nicht infrage, dass du Mr Beckett begleitest, ohne dass eine Anstandsdame dabei ist.“

„Was ist mit Großmutter? Warum kann ich sie nicht für ein paar Wochen in Chicago besuchen?“ Diese Idee war mir soeben wie ein Geistesblitz gekommen. Mein Vater konnte kaum behaupten, dass seine eigene Mutter nicht als Anstandsdame taugte. Glücklicherweise war Großmutter jedoch ziemlich beschäftigt damit, für verschiedene wohl-tätige Zwecke zu arbeiten, und so würde es mir bestimmt gelingen, mich für ein paar Stunden davonzuschleichen, um nach meiner Mutter zu suchen.

„Ich halte das nicht für klug, Violet. Deine Großmutter hat mit ihren

Schwestern genug zu tun, da wäre es nicht gut, wenn sie auch noch auf dich aufpassen müsste.“

„Aber ich würde ihr doch gar keine Arbeit machen. Und in dem riesigen alten Haus ist jede Menge Platz. Bitte, Vater! Großmutter läßt mich jedes Mal, wenn sie uns schreibt, zu sich ein. Warum läßt du mich nie hinfahren?“

Vater zögerte, als müsse er seine Antwort vorsichtig formulieren. „Du bist eine sehr ... leicht zu beeindruckende ... junge Dame. Ich befürchte, die Howell-Schwestern hätten keinen guten Einfluss auf dich.“

Seine Worte machten mich neugierig. Das klang nach einem weiteren Geheimnis, das es zu lüften galt. Warum sollten meine fromme Großmutter und ihre drei alten Schwestern einen negativen Einfluss auf mich ausüben? Jetzt war ich noch entschlossener, sie zu besuchen – allein, um die Antwort auf dieses Rätsel zu finden. Meine nächsten Worte wählte ich mit Bedacht.

„Du hast angefangen, der Witwe O’Neill den Hof zu machen, während ich im Internat war, und hast mir kein Wort davon gesagt. Stattdessen hast du mich ohne Vorwarnung mit der Neuigkeit eurer Verlobung konfrontiert und mich nicht einmal gefragt, was ich davon halte. Als Nächstes erfahre ich, dass du mich seit mehr als zehn Jahren angelogen hast, was meine Mutter betrifft. Du hast mir erzählt, sie sei krank, obwohl sie überhaupt nicht krank ist. Wenn man all das bedenkt, könnte man meinen, dass du mir gegenüber ausgesprochen ungerecht gewesen bist. Und angesichts solcher Lügen und solchen Verrats könnte man auf den Gedanken kommen, unangekündigt zu gehen – und ohne Anstandsdame.“ Ich hatte eine Drohung ausgesprochen, ohne die Stimme zu erheben. Madame Beauchamps wäre stolz auf mich gewesen.

„Ich wollte dir nie wehtun, Violet. Ich dachte, dass –“

„Du könntest deine Reue zeigen, indem du mich wie eine erwachsene Frau behandelst und nicht wie ein Kind. Ich bitte lediglich darum, eine kurze Reise unternehmen zu dürfen, um die Columbus-Weltausstellung zu sehen. Vielleicht hilft mir die Zeit der Abwesenheit, mich an die hiesigen Veränderungen zu gewöhnen. Und immerhin würde ich während dieser Zeit bei deiner eigenen Mutter wohnen.“

„Deshalb mache ich mir ja Sorgen“, murmelte mein Vater.

„Warum? Was stimmt denn nicht mit Großmutter?“

Sein Blick schweifte in die Ferne, während er langsam den Kopf schüttelte. Seine Augen hatten denselben leeren Glanz wie die eines ausgestopften Elchs.

„Vater, warum besuchen wir Großmutter so selten, obwohl sie nur eine Zugfahrt entfernt wohnt?“

„Das ist nicht so einfach, Violet ...“ Vater fingerte an seiner Uhrenkette, als wäre sie eine Waffe, mit der er sich gegen meine Hartnäckigkeit verteidigen könnte.

Ich weigerte mich nachzugeben. „Darf ich jetzt nach Chicago fahren und sie besuchen oder nicht?“ Er öffnete die Uhr und starrte auf das Zifferblatt, bevor er sie wieder zuschnappen ließ. Ich war mir sicher, er hätte nicht sagen können, wie spät es war.

„Lass mich darüber nachdenken, Violet.“

„Gut.“ Ich drehte mich um und schwebte majestätisch die Treppe hinauf. „Während ich auf deine Antwort warte, werde ich einen Brief an Großmutter schreiben.“



Kapitel 3

Montag, 5. Juni 1893

Ich setzte mich auf den samtigen, aber dennoch harten Sitzplatz und richtete meine Röcke, bevor ich meinem Vater, der draußen auf dem Bahnsteig stand, kurz zum Abschied winkte. Dann wandte ich ihm den Rücken zu. Maude O'Neill und ihre grauenhaften Bälger hatten uns zum Bahnhof begleitet, und ich verspürte nicht den Wunsch, sie auch nur einen Augenblick länger anzusehen. Sie war nicht meine Mutter und würde es niemals werden. Horror und Haarig, die sich damit vergnügt hatten, Grimassen zu schneiden und die anderen Reisenden mit unanständigen Geräuschen zu ärgern, würden niemals meine Geschwister. Insgesamt war meine Verabschiedung beinahe unerträglich gewesen. Maude hatte über Herman gesprochen, bis ich glaubte, ich müsse schreien – trotz all dessen, was ich im Internat über gute Manieren gelernt hatte.

„Mr Beckett wird ohne dich ja *so* einsam sein“, behauptete sie steif und fest. „Ich habe gehört, Mr Beckett würde gerne mit dir zusammen zur Ausstellung gehen ...“ Mr Beckett hier ... Mr Beckett da! Wenn sie noch einmal gesagt hätte, wie „vernarrt“ er in mich sei, hätte ich mich glatt vergessen und ihr eine gescheuert.

Ich hatte es geschafft, meinen Mund zu halten, indem ich mir vorstellte, wie meine richtige Mutter wohl reagiert und was sie über meine Beziehung zu einem Langweiler wie Herman Beckett zu sagen gehabt hätte. Ich redete mir ein, dass jeder junge Mann, den Mutter für mich ausgesucht hätte, unendlich viel aufregender gewesen wäre als Herman.

Je mehr Maude um mich herumscharwenzelt war, desto entschlossener war ich geworden, meine Mutter zu finden – und wenn es das Letzte war, was ich tat. Wenn ich sie erst einmal gefunden hatte, würde ich sie davon überzeugen, mit mir nach Lockport zurückzukehren und bei Vater und mir zu wohnen. Wäre das nicht eine Überraschung für

Maude O'Neill, wenn sie sich selbst nach meiner Rückkehr zum Kaffee einladen und auf die *echte* Mrs John Jacob Hayes treffen würde?

Natürlich hatte ich Vater nicht erzählt, dass ich vorhatte, meine Mutter zu finden, sonst hätte er mir nie erlaubt, nach Chicago zu fahren. Meine Großmutter hatte ich auch nicht in meine eigentlichen Pläne eingeweiht.

Ich rutschte auf dem Sitz umher und versuchte es mir auf dem harten Polster bequem zu machen, während ich darauf hoffte, dass endlich das Signal ertönen und der Zug sich schnell aus dem Bahnhof entfernen würde. Der besorgte Blick meines Vaters, den er mir durchs Fenster zuwarf, brannte mir beinahe ein Loch in den Rücken und ich befürchtete, er könnte es sich jeden Moment anders überlegen und auf den Zug aufspringen, um mich wieder auf den Bahnsteig zu zerren. Es waren ungeheure Anstrengungen meinerseits nötig gewesen, um ihn überhaupt dazu zu bewegen, mich fahren zu lassen. Und er hätte die Reise beinahe aufgeschoben, als er niemanden fand, der mich auf der Zugfahrt begleiten konnte.

„Eine Frau braucht einen Mann, der auf sie aufpasst“, hatte er betont. „Ihren Ehegatten oder Vater oder Bruder ...“

„Wozu denn?“, hatte ich ihn gefragt. „Ich kann sehr gut auf mich selbst aufpassen.“

„Es ist einfach nicht richtig. Wer soll sich um den Koffer und all diese Dinge kümmern? Und was ist, wenn es Schwierigkeiten gibt? Dann wüsstest du doch gar nicht, was du tun sollst.“

„Ich weiß alles, was ich wissen muss. Ich steige in Lockport in den Zug, sitze auf meinem Platz – während ein sehr kompetenter Schaffner auf mich aufpasst – und steige am Union Depot aus, wo Großmutter auf mich wartet. Was soll da schon passieren? Abgesehen davon steht die Welt vor dem Beginn einer neuen Ära, Vater. Bald bricht das zwanzigste Jahrhundert an. Junge Damen haben inzwischen ein bisschen mehr Freiheit und immerhin bin ich schon zwanzig Jahre alt.“

Ich war mir nicht sicher, ob ich ihn wirklich überzeugt oder nur mürrisch gemacht hatte. Doch wie auch immer: Schließlich willigte er ein und kaufte mir zu meiner großen Freude die Zugfahrkarte. Etwas weniger begeistert war ich, als er Herman Becketts Bitte, mich Ende des Monats in Chicago treffen und mit mir, natürlich in Begleitung seiner verheirateten Schwester, die Weltausstellung besuchen zu dür-

fen, ebenfalls entsprach. Ich bezweifelte, dass ich einen so fantasielosen Mann wie Herman dazu würde überreden können, mit mir nach meiner Mutter zu suchen. Außerdem war Hermans Mutter mit Maude befreundet und sie würden ihr sicherlich brühwarm alles über meine Aktivitäten in Chicago erzählen.

Endlich setzte sich der Zug ruckelnd in Bewegung. Ich riskierte einen letzten Blick aus dem Fenster und bemerkte, dass Maude fröhlich ihr Taschentuch schwenkte, als wäre ich ein Soldat, der in die Schlacht zieht. Vater sah sehr besorgt aus und bereute offensichtlich, dass er mich hatte gehen lassen. Der kleine Horror streckte mir die Zunge raus. Ich widerstand der Versuchung, die Geste zu erwidern.

Sobald das gelbe Bahnhofsgebäude aus Sandstein nicht mehr zu sehen war, stieß ich einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. Madame Beauchamps wäre entsetzt gewesen.

Ich ließ Lockport, Illinois, hinter mir und fuhr auf Chicago zu. Am liebsten hätte ich mich selbst gekniffen, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träumte. Ich fuhr mit dem Zug in die Großstadt – allein! Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich erwachsen. Einen kurzen Moment lang schloss ich die Augen und stellte mir vor, ich lief davon. Ich hatte bereits beschlossen, dass ich nicht nach Hause zurückkehren würde, wenn ich die Heirat meines Vaters nicht verhindern konnte. Immerhin hatte Vater mich jahrelang angelogen!

Es dauerte nicht lange, bis der Anblick der flachen, eintönigen Prärie mich langweilte. Ich fragte mich, ob Gott womöglich die Ideen ausgegangen waren, nachdem er die Bergketten und den mächtigen Mississippi River geschaffen hatte oder ob er vielleicht kurz eingnickt war, als er den Mittelteil von Amerika hätte gestalten sollen. War Illinois das Ergebnis eines unglücklichen Nickerchens? Oder hatte der Allmächtige die Aufgabe in einem Akt der Wohltätigkeit einem weniger einfallreichen Gehilfen überlassen? Falls dem so war, hoffte ich, dass der Gehilfe wegen seines Mangels an Kreativität ordentlich zurechtgestutzt worden war.

Während ich weiter auf die nicht gerade aufregende Gegend hinausstarre, versuchte ich, darin ein Symbol für die längere Reise zu sehen, auf die ich mich begeben hatte. Unser Literaturlehrer hatte sich große Mühe gegeben, uns für literarische Stilmittel wie Symbol und Metapher zu begeistern, aber ich muss gestehen, dass solche verklausulier-

ten Darstellungen mich langweilten, wenn ich sie mit den drastischen, reißerischen Schilderungen verglich, die ich in Ruths *Illustrierte Polizeiberichte* las. Aber vielleicht würde es helfen, wenn ich meine Reise symbolisch betrachtete: Ich verließ mein langweiliges Leben, wie ich diese öde Landschaft verließ, und begann ein aufregendes neues Leben in der Großstadt.

Um ehrlich zu sein, verkrampfte sich mein Magen auf unangenehme Weise, wann immer ich an das dachte, was mich erwarten könnte. Viele der schockierenden *Wahre Kriminalgeschichten*, die ich gelesen hatte, spielten in Städten wie Chicago und mir waren die Gefahren, die auf eine junge Frau wie mich lauern konnten, durchaus bewusst.

Irgendwann wurde ich es leid, die langweilige Aussicht symbolisch zu betrachten, und zog ein Buch aus meiner Tasche. Ich hatte kaum mit dem ersten Kapitel begonnen, als ich spürte, wie der Zug langsamer wurde. Wenige Minuten später hielten wir im Bahnhof von Lemont. Das Dorf interessierte mich nicht weiter, aber ich entdeckte einen Handlungsreisenden, der mit seinen Koffern voller Muster auf den Zug wartete und der mich auf Anhieb faszinierte. Ich vermutete, dass er etwa genauso alt war wie Herman Beckett, aber das war auch die einzige Ähnlichkeit, die ich zwischen den beiden feststellen konnte. Während Herman sich stets wie ein Bestattungsunternehmer kleidete, trug dieser Mann einen unvoreilhaftigen Anzug, der so grell war wie der eines Zirkusclowns. Er bestand aus einem kitschigen Karostoff und hatte ausgebeulte Knie sowie abgewetzte Ellenbogen.

Ich hätte ihn als gut aussehend bezeichnet, wenn sein Lächeln nicht so falsch und sein Haar nicht mit so viel Pomade zurückgekämmt gewesen wäre, dass sich das Licht darin reflektierte. Neugierig beobachtete ich, wie er einstieg und sich seinen Platz suchte. Er schien das schmierige Öl durch seine Kopfhaut aufgesogen zu haben, sodass es ihn auch von innen schmierte. Seine Bewegungen waren so fließend, dass er glitt, wenn er ging, und es wirkte, als wären seine Knochen ähnlich biegsam wie Käse. In einem Groschenroman wäre er als „aalglatte Typ“ beschrieben worden.

Ich fand ihn aufregend gefährlich! Jeder warnte unschuldige Mädchen wie mich vor zwielichtigen Kerlen wie ihm. Eigentlich war er genau der Typ Mann, wegen dem mein Vater sich Sorgen gemacht hatte. Mit anderen Worten: Der Vertreter faszinierte mich ungeheuer.

Sein ruheloser Blick wanderte von einem Mitreisenden zum anderen, als suche er nach einem Geheimgang oder einem Hinweis in einem Kriminalfall, und ich bemerkte, dass seine Blicke auch mich mehrmals streiften und ein wenig länger auf mir ruhten, als es schicklich war. Sofort wandte ich den Blick ab und tat so, als würde ich lesen, aber ich muss gestehen, dass mein Herz vor Aufregung raste.

Er sprach mit sehr lauter Stimme mit dem Schaffner und den anderen Passagieren – die nur widerwillig mit ihm zu reden schienen – und lachte viel zu laut. Als der Zug seine Fahrt wieder aufgenommen hatte, schien er nicht still sitzen zu können und schlug die Beine übereinander, um gleich darauf wieder eine neue Sitzposition einzunehmen. Er schlug seine Zeitung auf und fing an zu lesen, wobei er einen solchen Krach machte, dass die raschelnden Seiten wie ein Waldbrand klangen. Schließlich legte er die zerknitterten Blätter wieder beiseite. Er schob seinen Musterkoffer dreimal an eine andere Stelle und öffnete ihn kurz, um hineinzusehen, bevor er ihn wieder unter dem Sitz verstaute. Irgendwann zog er eine Zigarre aus der Innentasche seiner Jacke und verließ den Wagen.

Ich fragte mich, ob sein Unbehagen durch ein schlechtes Gewissen verursacht wurde. Welches Verbrechen konnte er begangen haben, dass er so unruhig war? Mord? Wenn er zurückkam, musste ich unauffällig versuchen, einen Blick auf seine Hände zu erhaschen. Vielleicht entdeckte ich Blutspuren unter seinen Fingernägeln. Diebstahl? Das erschien mir unwahrscheinlich, da er den Zug lediglich mit seinem Musterkoffer bestiegen hatte. Aber andererseits waren Diamanten sehr klein – war er vielleicht ein Juwelendieb?

Zehn Minuten später kehrte der Vertreter aus dem Raucherwaggon zurück, eingehüllt in eine dicke Duftwolke aus Zigarrenrauch. Ich beging den Fehler, ihn zu beobachten, während er den Gang hinunterglitt, und als er das bemerkte, nickte er mir auf viel zu vertrauliche Weise zu. Sein Benehmen war ausgesprochen ungehörig und viel zu forsch. Sein Lächeln war das, was Madame Beauchamps als „Kronleuchtergrinsen“ bezeichnet hatte.

„Zeigt nie zu viel Interesse, vor allem nicht am anderen Geschlecht. Ein schwacher Lichtschein reicht völlig aus. Seid geheimnisvoll und rätselhaft.“
Ruth und ich hatten jeden Abend vor dem Spiegel unser rätselhaftes Lächeln geübt, bis wir unser Kichern nicht mehr hatten unterdrücken können.

Schnell senkte ich die Augen, um dem offenen Blick auszuweichen, aber wieder durchfuhr mich ein Schauer der Erregung. Bestimmt hatte er Ehebruch begangen. Er hatte das, was die Liebesromanschreiber „Ausstrahlung“ nannten. Wahrscheinlich klopfte er mit seinem Musterkoffer an die Türen von unzähligen willensschwachen Frauen und erschlich sich einen Weg in ihren Salon ... und in ihr Herz.

Ich wagte nicht, noch einmal aufzublicken. Stattdessen kramte ich in meiner Tasche und tat so, als suche ich etwas. Dabei fiel mein Blick auf die Adresse meiner Mutter. Ich hatte mich in Vaters Büro geschlichen, während er bei der Arbeit gewesen war, und hatte die Scheidungspapiere hervorgekramt, um die Adresse, die unter der Unterschrift meiner Mutter stand, sorgfältig abzuschreiben. Was ich gesehen hatte, war nicht die Handschrift einer Kranken gewesen, sondern die einer Frau, die sehr lebendig war. Und gesund genug, um mir eine Mutter zu sein.

„*Sie hat uns verlassen*“, hatte mein Vater gesagt. Je mehr ich über ihren Verrat nachdachte, desto kleiner und wertloser kam ich mir vor. Niemand entledigte sich eines Schatzes, oder? Nur wertlose Dinge wurden zurückgelassen. Bevor ich sie aufhalten konnte, begannen meine Tränen erneut zu fließen.

„Geht es Ihnen nicht gut, Miss?“

Ich blickte auf und sah, dass der Vertreter neben meinem Sitz stehen geblieben war. Mein Herz fing wie wild an zu hämmern.

„I-ich glaube, ich habe irgendetwas im Auge“, log ich und zog schnell mein Taschentuch hervor. Das Lügen lag offensichtlich in der Familie.

„Soll ich nachsehen, ob ich es herausholen kann?“

„Äh ... nein, danke.“ Das Letzte, was ich brauchte, war ein geheimnisvoller Mann, der mir tief in die Augen blickte. Ich warf einen kurzen Blick auf sein Gesicht und bemerkte, dass seine Augen ebenso leuchtend waren wie alles andere an ihm. Sie waren von einem derart hellen, klaren Blau, dass ich Durst bekam.

„Ich heiße Silas – Silas McClure.“ Er streckte mir die Hand entgegen – offenbar war ihm nicht bewusst, dass ein Mann zu warten hatte, bis die Dame ihm ihre Hand hinstreckte, wenn sie es überhaupt tat. Ich wollte nicht unhöflich sein und seine Hand mitten in der Luft hängen lassen, also umfasste ich kurz seine Fingerspitzen.

„Violet Hayes.“ Ich hasste meinen Namen noch im selben Moment, in dem ich ihn aussprach. Er klang so schlaff und altmodisch. Ich hät-

te gerne einen dramatischeren Namen gehabt und beschloss, dass ich ihn ändern würde, sobald ich in Chicago angekommen war. Ich würde mich allen als Athena oder Artemesia oder vielleicht Anastasia vorstellen. „Sehr erfreut, Mr McClure.“

„Die Freude ist ganz meinerseits ... Sagen Sie, oder nein, lassen Sie mich raten – ich wette, Sie fahren nach Chicago, um die Weltausstellung zu besuchen. Habe ich recht?“

„Hm ... ja. Sie auch?“

„Ich habe sie schon gesehen – sogar schon dreimal. Aber ich werde wieder hingehen, sobald sich die Gelegenheit dazu ergibt.“ Er stellte einen Fuß auf die Sitzbank mir gegenüber und stützte sich mit den Armen auf sein Knie. „Die Ausstellung ist wirklich fantastisch. Ich könnte Ihnen ein paar Tipps geben, wenn Sie wollen – was Sie sehen müssen und was sich nicht lohnt.“

Bevor ich antworten konnte, nahm er den Fuß vom Sitz und glitt auf die Bank mir gegenüber, wobei er sich so auf die Kante setzte, dass sich unsere Knie praktisch berührten. Seine Manieren waren wirklich ungeheuerlich! Ich stellte mir vor, wie Madame Beauchamps so hektisch mit den Händen wedelte, als wollte sie Tauben verscheuchen, und rief: *„Nein, nein, nein, Miss Hayes! Sie dürfen niemals, niemals Annäherungsversuche von einer solchen Kreatur annehmen.“* Jeder anstößige Mensch war für Madame B. eine *Kreatur*.

Aber im nächsten Augenblick fragte ich mich, ob ich Madame überhaupt glauben sollte. Wenn mein Vater mich mein ganzes Leben lang belogen hatte, warum sollte ich dann auch nur eine der Regeln befolgen, die ich auf sein Geheiß hin gelernt hatte? Wut stieg in mir auf, sodass ich kaum sprechen konnte. Seit dem Abend, an dem ich von Maude und meiner Mutter erfahren hatte, hatte sie in mir Wurzeln geschlagen und war langsam größer geworden. Je mehr ich an die bevorstehende Hochzeit dachte, die widerlichen Stiefgeschwister und die Lügen meines Vaters, desto mehr verspürte ich das Bedürfnis, auf etwas einzuschlagen.

Der sichere Kokon, der mich bereits mein ganzes Leben lang einhüllte, drohte mich plötzlich zu ersticken. Madame hatte mir beigebracht, eine junge Dame zu sein, unterwürfig und ernst, aber insgeheim sehnte ich mich danach, so frei wie ein Schmetterling zu sein und nach Lust und Laune umherzufliegen, etwas Kühnes, Waghalsiges zu tun. Kurz entschlossen griff ich nach meiner Tasche und hob sie auf mei-

nen Schoß, um an meiner Seite Platz für Mr McClure zu machen. Ich klopfte sogar einladend auf das Polster neben mir.

„Ich würde liebend gern mehr über die Ausstellung hören. Aber bitte erzählen Sie mir erst einmal etwas über Sie selbst, Mr McClure.“

„Also, ich bin Vertreter, wie Sie wahrscheinlich schon erraten haben“, sagte er und ließ sich auf den Platz neben mir fallen. „Ich verkaufe Dr. Deans Blutkräftiger – ein stärkendes Tonikum.“

„Ist es wirklich aus *Blut*?“

„Nein“, erwiderte er lachend. „Unser speziell patentiertes Präparat wird aus hochwertigstem Fleischextrakt hergestellt und mit Eisen und Knollensellerie veredelt. Wenn Sie unter Erschöpfung, geistiger Ermüdung, irgendeiner Schwäche oder Blutarmut leiden, reichert unser Blutkräftiger Ihr Blut an und hilft Ihrem Körper, angestaute Körpersäfte aller Art auszustoßen. Wir garantieren, dass er die Verdauung anregt und den Blutfluss verbessert, ansonsten bekommen Sie Ihr Geld zurück. Wir haben Referenzen von Tausenden zufriedenen Kunden, die an allen möglichen Krankheiten litten, angefangen von nervösen Leiden und Schwächeanfällen bis hin zu allgemeiner Entkräftung. Heutzutage bekommen Sie überall minderwertige Produkte – doppelt so teuer wie unser Tonikum, wenn ich das hinzufügen darf. Aber nur Dr. Deans Blutkräftiger bietet Ihnen eine dreißigtägige Geld-zurück-Garantie. Sie sollten es versuchen, Miss Hayes. Ich wette, Sie fühlen sich danach wie neugeboren, falls nicht, gebe ich Ihnen Ihr Geld zurück.“

„Ihre Präsentation ist ziemlich überzeugend, Mr McClure. Benutzen Sie das Tonikum denn selbst auch?“

„Natürlich.“

Er schien ungewöhnlich gesund und robust zu sein und so voller Energie, dass er kaum still sitzen konnte. Wenn man ihn so sah, hätte man meinen können, dass eine ganze Armee von Ameisen seine Hosenbeine hinaufkrabbelten. Ich war mir nicht sicher, ob ich so viel Vitalität haben wollte. Ich stellte es mir eher unbequem vor, so energiegeladen zu sein – und außerdem war es ganz und gar undamenhaft.

„Gefällt Ihnen das Leben als Handlungsreisender, Mr McClure?“

„Oh, ich fahre gerne mit der Bahn. Da lauert hinter jeder Ecke ein neues Abenteuer. Ich könnte es niemals ertragen, den ganzen Tag in einem Büro eingesperrt zu sein.“

Ich dachte an Herman Beckett.

„Und Sie erwähnten die Weltausstellung – war sie so aufregend, wie Sie es sich vorgestellt hatten?“

„Oh Mann! Noch viel aufregender! Sie müssen unbedingt mit Mr Ferris' Riesenrad fahren, wenn Sie dort sind. Das ist ein Spaß! Ich war zufällig dabei, als es die erste Runde gedreht hat. Zu diesem Zeitpunkt hingen daran nur die ersten sechs Gondeln und es war noch nie zuvor jemand damit gefahren. Niemand wusste, ob die Mitreisenden die Fahrt überhaupt überleben würden, aber Mr Ferris' Gattin meldete sich freiwillig und kletterte in die erste Gondel, als brähe sie zu einem Sonntagsausflug mit der Kutsche auf. Und als wir sie in die Luft aufsteigen sahen, drängten wir alle nach vorn, um in die zweite Gondel zu gelangen – obwohl die Betreiber des Rades uns anschrien, wir sollten Abstand halten.“

„Woher wussten Sie denn, dass es sicher war, wenn noch nie Passagiere damit befördert worden waren? Hatten Sie denn keine Angst?“

„Ich war viel zu begeistert, um mich zu fürchten. Obwohl mich leichte Zweifel befielen, als ein paar lose Schrauben und Muttern wie Hagel auf uns herabfielen. Und die Zahnräder machten zuerst einen schrecklichen Lärm. Sie ächzten und knirschten, als wollten sie den Geist aufgeben. Aber dann hob sich die Gondel langsam in die Höhe, immer weiter, bis ich den besten Ausblick meines Lebens hatte.“ Er blickte in die Ferne, als stünde ihm alles noch einmal vor Augen.

„Von dort oben kann man die ganze Ausstellung sehen, Miss Hayes. Sie wirkt wie ein kleines Spielzeuggdorf. In der Ferne liegt der Lake Michigan und man sieht die Silhouette der Stadt ... Das wird Ihnen den Atem rauben. Sobald ich wieder auf dem Boden und ausgestiegen war, wollte ich erneut hinauf. Allen anderen ging es genauso und es gab ein großes Gedränge, weil jeder mitfahren wollte – obwohl das Rad noch gar nicht offiziell eröffnet war. Wie ich schon sagte, handelte es sich um einen Testlauf und sie hatten nur die ersten sechs Gondeln eingehängt. Aber ich konnte mich bis nach vorne durchquetschen und beim zweiten Mal wieder mitfahren – und ich wäre auch noch ein drittes Mal eingestiegen, wenn der Betreiber nicht gedroht hätte, er würde uns hinauffahren und über Nacht oben lassen, wenn sich noch mehr Leute vordrängelten. Dieses Rad ist eines der sieben Weltwunder – oder sind es acht? Ich weiß es nicht mehr ... Jedenfalls hat man so etwas noch nie zuvor versucht.“

„Es klingt aufregend!“ Ich fragte mich, ob Herman Beckett sich trauen würde mitzufahren, und beschloss, dass ich auf jeden Fall mit dem Riesenrad fahren würde, mit oder ohne ihn. „Sie hätten Entdecker werden sollen, Mr McClure!“

Sein Wagemut steckte mich so sehr an, dass ich ihn im nächsten Augenblick fragte: „Wenn Sie wählen könnten, würden Sie dann lieber bei einer schrecklichen Katastrophe wie zum Beispiel einem Zugunglück oder einem einstürzenden Riesenrad sterben, zwischen verbogenem Eisen und zersplittertem Holz, während Sie die Schreie der Eingeschlossenen und leidenden Menschen hören – oder würden Sie einen langen, allmählichen Tod zu Hause in Ihrem Bett bevorzugen, bei dem Ihr Körper immer dünner wird und Sie nur noch mit Schmerzen Luft holen können?“

Seine Augen weiteten sich ein wenig und ich sah, wie er sich beinahe unmerklich zurücklehnte. „Sie haben eine erstaunliche Vorstellungskraft, Miss Hayes.“

Ich war zu sehr mit meinen eigenen Szenarien beschäftigt, um zu realisieren, dass ich ihn schockiert hatte. „Ich glaube, ich würde lieber schnell und spektakulär sterben“, sagte ich. „Wenn ich die Wahl hätte.“

„Würden Sie das? Also ... hoffen wir, dass es heute noch nicht so weit ist. Übrigens sieht es ganz danach aus, als würden wir uns der Stadt nähern.“ Er deutete mit seinem glänzenden Kopf zum Fenster, wo nun anstatt der Prärie Fabriken, Lagerhallen und Hinterhöfe zu sehen waren. Während wir uns unterhalten hatten, war der strahlend blaue Himmel immer trüber geworden, und inzwischen war er so grau wie angelaufenes Silber. In der Luft hing der unverwechselbare Geruch von Schlachthöfen.

„Darf ich fragen, Miss Hayes – ich hoffe, Sie empfinden mich jetzt nicht als aufdringlich, aber würden Sie mir die Ehre erweisen, mit mir die Ausstellung zu besuchen, wenn ich das nächste Mal in Chicago bin? Ich würde Ihnen gerne alles zeigen.“

„Das würde mir sehr gefallen.“ Mein Vater würde einen Anfall bekommen, aber das war mir egal. Ich lächelte Silas McClure ermutigend an, aber er schien auf etwas zu warten. „Gibt es noch etwas, das Sie mich fragen möchten, Mr McClure?“

„Ich müsste dann wissen, wo Sie wohnen, Miss Hayes.“

„Ach ja, wie dumm von mir.“ Er reichte mir eine seiner Visitenkarten

und ich schrieb ihm Großmutter's Adresse auf die Rückseite. Dann betrat der Schaffner den Wagen und entwertete die Fahrkarten. Mr McClure kehrte zu seinem Platz und seinem Koffer mit dem Tonikum zurück, während der Zug langsamer wurde. Mein Herz hämmerte vor Erwartung, als ich die hohen Gebäude von Chicago erspähte.

Ich ergriff meine Habseligkeiten und schob mich zusammen mit den anderen Reisenden in den Gang, als der Zug kreischend zum Stehen kam. Der Schaffner schob einen kleinen Hocker vor die Tür und reichte mir die Hand, um mir beim Aussteigen zu helfen. Als ich, den anderen folgend, den langen Bahnsteig hinuntereilte, stieg mir der Gestank von verwesendem Müll und heißem Metall in die Nase.

Sobald ich das riesige Bahnhofsgebäude betreten hatte, fing ich an nach meiner Großmutter Ausschau zu halten. Ich hörte freudige Begrüßungen und sah herzliche Umarmungen und sogar Tränen, als die anderen Passagiere ihre Lieben entdeckten, aber mich begrüßte niemand. Selbst Mr McClure war inzwischen von zwei ebenfalls zwielichtig aussehenden Männern in dunklen Mänteln und mit Melonen auf dem Kopf begrüßt worden.

Wo konnte meine Großmutter nur stecken? Ich besuchte sie so selten, dass wir uns vielleicht nicht erkannt hatten. Aber irgendwann leerte sich die Halle, da die Gepäckträger sämtliche Koffer und Kisten zu den wartenden Kutschen und Karren schleppten. Meine Mitreisenden eilten ihnen voraus. Und ich stand dort, ganz allein.

„Gehört der Ihnen, Miss?“ Ich drehte mich zu einem Gepäckträger um, der auf meinen Überseekoffer zeigte, der sich jetzt auf einem Wagen befand. Zweifellos wartete er auf sein Trinkgeld, aber ich hatte keine Ahnung, wie viel Geld ich ihm geben sollte. Ich besaß schließlich nur ein paar Dollar.

„Ja, das ist mein Koffer. Meine Familie muss jeden Augenblick kommen, um mich abzuholen.“ Er verdrehte die Augen, bevor er von dannen zog.

Meine anfängliche Begeisterung, endlich am Ziel zu sein, schwand, als mir meine Hilflosigkeit bewusst wurde. Man hatte mich im Stich gelassen. Ich war verloren, ganz allein in einer fremden Stadt und hatte kaum Geld. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Madame Beauchamps hatte mir vielleicht die gesellschaftlichen Anstandsregeln vermittelt, aber auf das echte Leben war ich gänzlich unvorbereitet.

Ich entfernte mich, so weit ich es wagte, von meinem Koffer, doch alles, was ich sah, waren Leute, die zu ihren Zügen hasteten. Zeitungs-
jungen, die ihre Blätter anpriesen, und Straßenjungen, die wahrschein-
lich auf eine Gelegenheit warteten, in fremde Reisetaschen zu greifen
oder Handtaschen zu stehlen. Wo konnte Großmutter nur sein?

Die Zeit verstrich, ohne dass sie auftauchte. Ich stand mutterseelen-
allein da und passte auf meinen Koffer auf. Es fühlte sich an, als wären
seit meiner Ankunft Stunden vergangen. Was, wenn es dunkel würde
und ich immer noch hier stünde? Wie sollte ich mich vor den Überfäl-
len böser Männer schützen? Was, wenn ein Fremder mich mit vorge-
haltenem Messer oder sogar mit einer Pistole im Anschlag entführte?
Ich erinnerte mich an eine von Ruths *Wahre Kriminalgeschichten*, der-
zufolge ein Mann ein unschuldiges junges Mädchen auf schrecklichste
Weise angegriffen hatte und –

„Miss Hayes?“ Als hinter mir eine Männerstimme ertönte, hätte
ich beinahe einen Herzanfall bekommen. „Tut mir leid, ich wollte Sie
nicht erschrecken.“ Es war der Vertreter, Silas McClure. Wenn er mich
nicht am Arm festgehalten hätte, wäre ich wahrscheinlich geradewegs
zur Tür hinaus und vor einen einfahrenden Zug gelaufen. „Soll ich Sie
irgendwohin mitnehmen?“, fragte er.

„Meine Verwandten sollten mich abholen.“ Ich blickte mich erneut
um, während ich gegen die aufsteigende Tränenflut ankämpfte und
versuchte, meinen rasenden Herzschlag zu verlangsamen. „Ich weiß
nicht, warum sie so spät sind.“

„Ich wette, sie sind im Verkehr stecken geblieben. Ich habe Staus
gesehen, die so schlimm waren, dass zehn Polizisten sie nicht auflösen
konnten. Dabei wollten eine ganze Reihe Wagen und Kutschen und
Straßenbahnen in die eine Richtung fahren und drängen sich anei-
nander wie Güterwaggonen, aber der Querverkehr wollte zur selben
Zeit vorankommen, und so trafen sie sich in der Mitte.“ Er deutete
die daraus resultierende Kollision mit den Händen an. „Es gab keinen
Platz zum Manövrieren, weil überall am Straßenrand Kutschen und
Wagen geparkt waren. Hinzu kamen noch einige Fußgänger, die ver-
suchten, die Straße zu überqueren, und Handkarren und Zeitungs-
jungen und – binnen kürzester Zeit gab es das größte Chaos. Wenn
erst einmal alle auf einer Kreuzung festsitzen, kann keiner mehr vor
oder zurück.“

„Das klingt schrecklich.“

„Ich wette, das ist Ihren Verwandten passiert. Aber ich rufe Ihnen gerne ein Taxi, wenn Sie wollen.“

„Was ist mit Ihren beiden Freunden?“

„Hm? Ach ... machen Sie sich wegen der beiden keine Sorgen. Sie hatten noch etwas zu erledigen.“

Angst und Wut rangen in meinem Innern miteinander. Wieder einmal war ich im Stich gelassen worden. Erst hatte meine Mutter mich verlassen, dann hatte mein Vater beschlossen, mich wegen Maude und ihrer frechen Gören beiseitezuschieben, und jetzt war offenbar meine Großmutter an der Reihe. Mein Zorn gab mir Mut. Ich würde sie alle ignorieren und geradewegs zum Haus meiner Mutter fahren. Ich zog ihre Adresse aus meiner Tasche und zeigte sie Mr McClure.

„Kennen Sie sich in der Stadt aus – haben Sie eine Ahnung, wo diese Adresse ist?“

Er betrachtete sie einen Augenblick lang und kratzte sich an seinem glänzenden Hinterkopf. Ich hoffte, dass seine Finger keine Fettflecken auf dem Papier hinterlassen und die Tinte verwischen würden. „Das ist nicht weit von hier, Miss Hayes. Ich glaube, es ist in der Innenstadt.“

„Würde es viel kosten? Ein Taxi dorthin zu nehmen, meine ich? Ich habe nicht sehr viel Geld und keine Ahnung, was ein Taxi kosten würde.“ Wieder einmal wünschte ich mir, Madame B. hätte uns etwas Praktisches beigebracht.

„Es kann kaum mehr als einen viertel oder halben Dollar kosten. Aber Sie können auch die Straßenbahn nehmen, wenn Sie sich wegen des Geldes Sorgen machen.“

„Und was ist mit meinem Koffer?“

Mr McClure drehte sich um und schnitt eine Grimasse. „Ich glaube nicht, dass Sie den in eine Straßenbahn bekämen. Dann brauchen Sie wohl doch ein Taxi. Soll ich mitkommen?“

„Würden Sie das tun? Haben Sie nicht etwas anderes vor?“

„Nichts, was nicht warten könnte. Ich bin froh, wenn ich einer Dame in Bedrängnis helfen kann.“

Er grinste sein breites Kronleuchtergrinsen, als er mir den Arm hielt, und erinnerte mich dabei an ein Bild aus einem Märchenbuch, das ich als Kind besessen hatte: ein Wolf, in Morgenmantel und Schlaf-

haube gekleidet, der das Rotkäppchen anlächelte. „*Großmutter! Warum hast du so große Zähne?*“

Aber was blieb mir anderes übrig?

„Vielen Dank, Mr McClure. Ich nehme Ihr freundliches Angebot gerne an.“